

Amtlicher Teil.

Dresden, 28. Oktober. Ihre Majestät die Königin sind gestern Abend 8 Uhr 41 Min. von Sigmaringen nach Dresden-Eitzhau zurückgekehrt.

Ernennungen, Versetzungen u. im öffentlichen Dienste.

Im Geschäftsbereich des Ministeriums der Finanzen. Bei der Verwaltung der Staatseisenbahnen sind ernannt worden: Schmalz, früher Voder, und Schmalz, früher Voder, als Reichsminister u. a.

Im Geschäftsbereich des Ministeriums des Kultus und öffentlichen Unterrichts. In dessen die 2. händige Lehrkräfte in Dorchester, Kolator: das Königl. Ministerium des Kultus und öffentlichen Unterrichts.

Nichtamtlicher Teil.

In Baden

haben gestern Ergänzungswahlen für den Landtag stattgefunden, denen eine über das badische Land hinausgehende Bedeutung nicht abgesprochen werden kann. Im badischen Landtage haben bisher bekanntlich die Nationalliberalen die Mehrheit besessen; allerdings war diese Mehrheit bei den letzten Erneuerungswahlen bis auf eine Stimme herabgesunken.

Dah aus eigener Kraft keine der demokratischen Parteien im Stande sein würde, das erstrebte Ziel, die Vernichtung der nationalliberalen Mehrheit, zu erreichen, darüber war man sich im Lager der Demokraten einig. Und so richtete man sich denn die Hände

zu einem gemeinsamen Bunde. Was heimlicher Weise schon oft geschehen ist, das spielte sich jetzt in Baden zum ersten Male in aller Öffentlichkeit ab: Das bekanntlich monarchisch bis in die Knochen gefasste Zentrum schloß sich mit der revolutionären Sozialdemokratie ab und als dritte Bundesgenossin fügte die demokratische Volkspartei ihre zarte Hand hinzu.

Über den Ausgang des getriggerten Wahlkampfes liegen noch keine endgültigen Nachrichten vor. Aber so viel steht doch schon fest, daß in Karlsruhe-Stadt 228 demokratisch-sozialistische und 192 nationalliberale Wahlmänner gewählt worden sind. Damit haben die Nationalliberalen die drei Mandate, die sie in der badischen Hauptstadt bisher besaßen, an die Demokratie verloren.

„Nervöse Politik“

ist eines der geläufigsten Schlagworte, mit denen heute die Presse die Demokratie bei ihrer systematischen Verhöhnung operiert. Während diese Presse kein anderes Ziel kennt, als durch fortwährendes Lärmen und Ladein, indes Kritizieren und Bespottweihen wollen unser Volk fortgesetzt in einer nervösen Unruhe zu erhalten, entbietet sie sich nicht, zu jammern und zu klagen, daß es die „nervöse Politik“ der Reichsregierung sei, durch die Unzufriedenheit und Unruhe im Volke erzeugt werde.

Fürs Bismarck hat einmal im Reichstage das „Kreiben mit der Leiche des letzten Kaiser“ geäußert; dieser angrenzenden Verhöhnung nämlich gab sich der Berliner Pressen in allen seinen Schattierungen hin, als Vorker fern von der Heimat auf einer Reise in den Vereinigten Staaten geübt war. Das „Kreiben“ hat der Freiheit freier nicht verlernt. Man „kreibt“ heutzutage in seiner Presse nicht allein mit den „Leichen“ der eigenen Leute, sondern sogar mit politischen Gegnern, die noch leben und sich hoffentlich noch lange der reinen Luft erfreuen werden.

Was immer den Freisinnigen Mißgefallen verursacht, — die „Boll. Ztg.“ führt eine lange Liste höchst ergötzlicher Einzelheiten auf — schloß sich einer „nervösen Politik“ in die Schuhe, die ihrer Ansicht nach in so trockenem Gegenstande zu der Bismarckischen Zeit haben soll, daß es ihnen „schon schmerzen will, als es heute das Boll meinte, damals habe man sich noch einer heftigsten Kritik im Vergleich mit den heutigen Bismarck erweist.“

Die „Boll. Ztg.“ zehrt aber „nervöse Politik“! Hat sie nicht gerade zu Zeiten des Fürsten Bismarck vor weit mehr als ein Jahrhundert geübt? Jedem nämlich, wenn ihr etwas gegen den Sinn ging, was doch von der Konstitution an bis zum Jahre 1890 bei jedem Akt der inneren und äußeren der ausübenden Politik des Fürsten der Fall war. Und wie ward denn mit der „Bollischen Zeitung“ und Genossen, als die „Germania“ das höchste Schimpfwort ausgab: Es gelingt nicht mehr? Wenn aber die „Bollische Zeitung“ durchaus wissen will, die Nervosität in der Politik sei „so groß und verbreitet, daß heute in politischen Kreisen nicht einmal dem Sieger wohl ist in seiner Haut“, dann möge sie doch einmal geschäftig im Lager derer, die sich nicht umsehen, dort wird sie erfahren können, wo die Nervosität heftig, die ihr so große Schmerzen macht.

Als Fürst Bismarck abtrat, und Dr. v. Caprivi erschien, machte sich die bürgerliche Demokratie große Hoffnungen, die sich alle glücklicherweise nicht erfüllt haben. Daß sich jene mit unerschütterlichen Hoffnungen trugen, sollte konnte weder der neue Kurs von 1890, noch der von 1894. Kaprivi haben aber den Freisinn in so kurze Bruchstücke zerlegt, daß er nicht mehr als ein Schatten geblieben ist. In der Illusionenlosigkeit der eigenen Hoffnungslosigkeit, nicht etwa in Thales oder Verhöhnungen anderer ihre eigentliche Ursache hatten. In den charakteristischen Kennzeichen der bürgerlichen Demokratie, die sich selbst aber nicht bemerken will. Wenn es geht es mit der politischen Nervosität. Weil die Herren von der „Freisinnigen Vereinigung“ noch so vielen großen Worten keine Erfolge aufzuweisen haben und ahnen, daß die nächsten Wahlen sie politisch bezagen werden, deshalb sind sie nervös, und deshalb suchen sie andere wegen nervöser Politik. Welch hochgradige Nervosität geht schon davon, wenn die „Boll. Ztg.“ mit dem Fürsten Bismarck „kreibt“, während sie als Heilmittel gegen die von ihr beklagte politische Nervosität nur die ättesten demokratischen Heilmittel zu empfehlen weiß. Ihr Organ schreit nicht: Wo aber ist das Heilmittel? Es kann nur gebracht werden in einem kräftigen Volkswillen und einer kräftigen freisinnigen Verleugung. Wie ein krankes Kind auch schwere politische Lehren überhört, das hat man in England, auch in diesem Jahrhundert, gesehen. Und durch die ganze neue Geschichte des Fortschritts sieht sich die Welt, daß die Geistes herrschen müssen, nicht die Personen.

Ran, die „Bollische Zeitung“ hat das Englische stets geliebt, wie mag aber Fürst Bismarck wohl gedacht haben, wenn ihn diese Engländer bei Augen gekommen ist, zu der der Lebemann auf den „Werkstätten am Bau der deutschen Einheit“ die Casuarine bildete? „Starker Volkswille“ und „kräftige freisinnige Verleugung“ im Sinne der „Bollischen Zeitung“, das sind gewiß die Heilmittel, welche der Reichstagsler zur Heilung der kranken Zeit empfehlen würde: Wenn aber ein anderes Blatt, das noch höher als die „Boll. Ztg.“ sein will, meint, zu deren höchstem Schlußworte noch hinzugefügt werden können, „daß der erste Schritt der freisinnigen Verleugung für die Volkswilligkeit von Staat und Volk lautet: Keine Sorge für Sonderinteressen!“ so bietet es das von der „Boll. Ztg.“ angelegene Musterland England den flüchtigen Buben einer Verleugung für Sonderinteressen. Oder etwa nicht? Nun, daß die englischen Interessen sich jederzeit auf das Verleugungsgeschäft verstanden haben, würde die „Boll. Ztg.“ auf Anfrage beim Fürsten Bismarck gewiß behaupten können.

Die nordamerikanische Zollpolitik

Europa gegenüber nimmt allmählich Formen an, die ein ruhiges Zusehen der europäischen Regierungen immer unverständlicher erscheinen lassen. Die gegenwärtige Sachlage wird einer Verleugung in den nachstehenden Bemerkungen der „Kreuzzeitung“ unterzogen:

Wie es scheint, ist man in Washington entschlossen, über die diplomatischen Vorteile der europäischen Regierungen gegen die Zollschutzhölle auf jeder und jedem beliebigen Gebiete hinwegzugehen. Nach einer Mitteilung des „Hamb. Correspond.“ ist jetzt von Washington aus eine Antwort ergangen, aber eine sehr überdeutliche Antwort, da sie den Gegenstand des Protestes mit Stillschweigen übergeht, dafür aber von der deutschen Regierung die Zurücknahme des deutschen Einfuhrverbotes für lebendes Rindvieh verlangt. Eine derartige Ablehnung in Gestalt einer neuen unbedingten Forderung erscheint geeignet, die handelspolitischen Gegensätze zwischen den Vereinigten Staaten und

dem Deutschen Reiche noch ernstlicher zu verschärfen. Wenn es sich behauptet, was das „Berl. Tagebl.“ meinet, daß der Präsident Mac Kuley in der Person des Hrn. W. Russell von Iowa einen Spezialkommissar mit Vollmacht für den Abschluß von Gegenleistungsverträgen mit andern Ländern auf Grund von Artikel 3 und 4 des Tingley-Tariffs ernannt hat, so dürfte unter den obwaltenden Umständen deutscherseits keine Weisheit vorzuziehen sein, in Verhandlungen mit einer Regierung einzutreten, welche begründete Proteste formlos ablehnt und unbegründete Forderungen nach Befreiungserleichterungen stellt, während sie selbst weitgehende Befreiungserleichterungen durchgeführt hat.

Man wird abwarten können, ob andere europäische Staaten zum Abschluß von Gegenleistungsverträgen mit der nordamerikanischen Republik geneigt sein. Sollte es, was vorerhand noch sehr zu bezweifeln ist, zu solchen Verträgen kommen, so würden die Zollschutzhölle, die sich die vertragschließenden Staaten einander einräumen, auf Grund der allgemeinen Weltbegünstigung und insbesondere des deutschen Reichbegünstigungsvertrages mit den Vereinigten Staaten ohne weiteres auch dem Deutschen Reiche zu gute kommen, wenn man in Washington nicht an eine neue, noch bedeutendere Verleugung des Vertrages mit Deutschland denken sollte. Nach einer Mitteilung der „W. Pol. Corr.“ werde die Reichsregierung einen Zollkrieg mit den Vereinigten Staaten nicht provozieren, sondern sich die erdenkliche Mühe geben, den Zollkrieg nicht nur im Interesse der Handelsleute, sondern auch im Interesse der Handelsfähigkeit und Rederei zu umgehen. Inwiefern diese Weisung zutrifft, läßt sich zur Zeit nicht feststellen. Bedenklich erscheint sie schon deshalb, weil sie die maßgebenden Kreise in Washington in ihrer aggressiven Haltung nur noch ermuntern mag. Es ist keineswegs ausgeschlossen, daß man in Washington die Zurücknahme des deutschen Einfuhrverbotes für lebendes Rindvieh nur gefordert hat, um selbst einen Zollkrieg zu provozieren, falls die Reichsregierung nicht ebenfalls darauf eingeht. In einer Aufhebung dieses Verbotes liegt deutscherseits aber nicht die geringste Veranlassung vor. Bei der mangelhaften und korrupten Verwaltung, wie sie nun einmal in den Vereinigten Staaten besteht, kann man in Washington unmöglich den Nachweis erbringen, den Deutschland mit Recht fordert, daß bei der nordamerikanischen Rindviehexporte jene gesundheitspolizeilichen Bedingungen erfüllt werden, wie sie Deutschland bei der Rindviehexporte nicht nur gegenüber den Vereinigten Staaten verlangt. In der „Freil. Ztg.“ wird zwar behauptet, daß das deutsche Einfuhrverbot für lebendes Rindvieh fertig war, aber daraus ist doch schließlich nur zu ersehen, zu welchem Demütigungen und Schädigungen sich Deutschland verheben möchte, wollte es den antiaristokratisch-freisinnigen Reichstagsler folgen. Magrätlich der provokatorischen europäischen Handelspolitik der Vereinigten Staaten wird es nachgerade zu einer Notwendigkeit, daß sich die nichtbeteiligten europäischen Handelsmächte über die Erzeugung von Handelskriegsverhältnissen verhandeln. In diesem Sinne haben sich bereits einflussreiche Vertreter der österreichischen Industrie ausgesprochen. Erst dieser Tage bezeichnet der französische Handelsminister die Verleugung des Zollkrieges, wie sie in New York vollzogen wird, als eine barbarische Maßregel. Auch Italien würde sich einer gemeinsamen Aktion anschließen. Unter dem Druck der europäischen Politik der nordamerikanischen Republik wäre, so sollte man meinen, trotz aller Schwierigkeiten ein Einverständnis der nachbeteiligten europäischen Handelsmächte zu Stande zu bringen.

Tagesgeschichte.

Dresden, 28. Oktober. Ihre Majestäten der König und die Königin werden voraussichtlich vom 2. November an einen etwa vierzehntägigen Aufenthalt in Schloß Sibyllenort nehmen. — Se. Königl. Hoheit der Prinz Johann Georg wird sich mit Se. Majestät dem Könige nächsten Sonnabend nach Alenburg begeben, um der Beilegung Ihrer Hoheit der Frau Herzogin von Sachsen-Alenburg beizuwohnen.

Deutsches Reich.

Berlin. Beide Kaiserliche Majestäten unternehmen gestern morgen einen gemeinsamen Spazierritt. Demnach nahmen Se. Majestät der Kaiser im Reuen Palais den Vortrag des Oberst des Zivilkabinetts sowie des Staatssekretärs des Reichsmarineamtes entgegen. — Heute verläuft, habe der Zwischenfall Darmstadt-Karlsruhe seine Erledigung gefunden. Das Gefühl der Kränkung, das der Großherzog von Baden durch die kurze telegraphische Form der Ablehnung seines Besuches seitens des Jaren empfunden habe, sei durch eine briefliche Aussprache der Häre entleert worden. Jede Verhöhnung auf beiden Seiten sei gehoben. — Die

Die Geschichte eines jungen vorläufigen Arztes, den die jugendliche Mutter schon in der Wiege für ein künftiges Genie erklärt hat und dessen Entwicklung wir in ihren Briefen bis zum frühen Ende dieses Jahres begleiten, wird uns mit aller Wärme und einem gewissen Reiz der Einzelheiten nahe gebracht. Die Form ist einfach, aber mit großer Gemächtheit gehandhabt, es ist ein individueller Hauch in diesen Briefen, und wir sehen doch die Menschen, von denen sie sprechen, lebendig vor uns. Mit dem Anspruch auf humoristische Lebensbeobachtung und Darstellung tritt der aus dem Kadaver verstofflichte letzte Roman „Schwiegerdichter“ von Alexander Baron Roberts (Berlin, J. Fontane u. Co. 1897) auf. Der pensionierte Geheimrat Achilles, der nach dem Tode seiner Gattin mit einer alten Schwägerin, Tant' Winchen, lebt, hat drei Söhne und das würdevolle Paar muß im Wechsel von Sorgen und Hoffnungen abwarten, was für Schwiegerdichter die drei „Jungens“ ins Haus bringen. Tant' Winchen möchte freilich am liebsten eingreifen, damit die unvermeidliche Sache nicht gar zu dümm ausfalle, erfährt aber, wie alle vorzüglichen Mütter und Tanten, daß dabei nicht viel zu thun ist. Die Schilderungen der verschiedenen Liebesverhandlungen der drei Söhne, des Angehörigenkreises der drei Töchter, gibt ein buntes und zum Teil sehr charakteristisches Lebensbild. Die interessanteste Figur, die des reich gewordenen Steinlegers und Hausputzmanns Koppenberg und die Waisenwirtschaf in dessen Hause, bringen die unentbehrliche Tragik, ohne die es auch in einem humoristischen Roman nicht mehr geht, in die Geschichte. Hier ist viel frische, wenn auch keineswegs erfreuliche Wirklichkeitsbeobachtung, die Kenntnis des Verlaufs von den Lebensfreuden und Lebensgenüssen gewisser Emporkömmlinge scheint ebenso umfassend, als von denen der Künstler des modernen Stiles, bei denen „so viele junge neu entdeckte Talente unter dem Hofmann der Uique als Adler in die Glorie aufstiegen, um als kümmerliche Eintagsfliegen herabzufliegen.“ Die

Kunst und Wissenschaft.

Neue Romane.

(Fortsetzung.)

In der langen Folge der Romane aus der Gegenwart, deren jede Woche einige neue bringt, muß der Gruppe derer, die ohne tieferes Leben zu erschließen und poetische Wirkung zu hinterlassen, doch wenigstens mit einiger Bekanntheit ein gewisses Gleichmaß der Ausführung, einen persönlichen Stil verbinden, aus der Masse herausgehoben werden. Zum Teil hebt sie schon der Erfolg heraus. Von „Boris Lenky“, Roman in sechs Büchern von Ossip Schubin, liegt uns eine dritte Auflage (Berlin, Verlag von Gebüder Partel) vor, die verkündet, daß der zuerst in der „Deutschen Rundschau“ veröffentlichte Roman inzwischen eine weit Verbreitung gewonnen hat und dem Verlangen eines großen Teils des Publikums Genüge leistet. Im Grunde ist „Boris Lenky“ die Wiederaufnahme und Verstärkung eines Motivs, das die Verleger in ihrem sogenannten Erstlingswerk „Die Geschichte eines Genies“ behandelt hat. In der gleichen Form aufzufassen, halb energisch halb lässig charakterisierenden Weise wird hier wie dort Glanz und Leid einer der scheinbar glänzenden vielbeneideten Künstlerfamilien unserer Tage, ihr geheimster Bruch und ihr unabweislicher Verfall im Kampf mit dem Leben dargestellt. Bis auf den Coterien, die blasiert geringfügige Überhebung einer gewissen aristokratischen und halb-aristokratischen Welt gegenüber der Kunst und dem Genie, bis auf den fast manieristischen Wechsel seiner Einzelaussführung und jeder Skizze ist der verbindende dem einbindigen Roman verwandt. Der gelehrte Geiger Boris Lenky wird in der Tragik seines Lebens dargestellt, seine eigene ungeschickte Natur und innere Halblosigkeit entfremdet ihm den Sohn und würde ohne die Doynerkunft der von Lenky schwer be-

leidigten Helbin Rita von Sanhewitsch die Tochter ins Verderben stürzen. In der Erkenntnis des Sturmes in der Seele und dem Lebensgeschick solcher Charaktere zeigt Ossip Schubin bekanntlich ein scharfes Auge und die Anlage seines mit halb gleichem, halb düstern Schilderungen durchsetzten Romans schließt die vom romanelebenden Publikum vorzugsweise begehrte Spannung mit ein. Es fehlt nicht an feinen und stimmungsvollen Szenen, und doch ist das Ganze auf einen unglücklichen Effekt hin gearbeitet. Die internationale Gesellschaft der europäischen Hauptstädte mit ihrem Anhang von Halb- und Viertelwelt kann eben auf die Länge den Reichtum der Welt nicht vertreten, und so wird man auch in „Boris Lenky“ das Gefühl nicht los, daß es nur eines Schrittes rechts und eines Schrittes links bedürfte, um ein poetisch ergiebigeres Bild Welt aufzufassen. Boris Lenky, der selbst ausruft, als ihn der Sohn auf seine Kunst verweist: „Meine Kunst! glaubst du denn, daß ich nicht weiß, wie es damit beschaffen ist? Eine Kunst, deren höchste Ertragskraft darin besteht, ein paar überpaunte Weiber um das miserable Restchen Anstandsgefühl zu bringen, das sie allenfalls sonst noch gehabt hätten. Nein, die Wirkung, die meine Kunst — was davon übrig ist — auf die Menschheit ausübt, die ist nicht danach angethan, mir meinen verlorenen Idealismus wiederzugeben.“ Solcher Charakter und solche Anschauung sollten poetisch nicht dargestellt werden, ohne daß wir das Gegenbild dazu erblickten; die neuere pessimistisch manieristische Kunst part sich die Nähe und leugnet wohl auch das Bedürfnis. Am Erfolg des „Boris Lenky“ hat vielleicht die moderne Deutungslust, die im Bild und Schicksal des russischen Geigers das Porträt und mannigfache Eigenschaften eines berühmten Künstlers wieder erkennen wollte, ihren Part zu spielen. Auch ohne seine Unterlegung würde der abwechselungsreiche Roman mit dem Titus einer höheren und freieren Weltbildung sein Publi-

tum gewinnen und noch eine gute Weile erweitern. Bis wir so weit sind, dieser Schilderung ihre anmaßliche Verengung mit Jansen zurückzugeben, ist es noch weiten und bis dahin Weltbildern gleich „Boris Lenky“ ihre Wirkung und Geltung gesteht. Auf der Höhe, die so viele Erzähler erreichen und auf der ihre Kraft ermisst, bewegt sich der Roman „Schlafende Augen“ von Hans Frhrn v. Sanden (Dresden und Leipzig, Verlag von Karl Neuber 1897). In seiner Anlage und seinem ethischen Gehalt weit über den bloßen Unterhaltungsroman hinausgehend, aber in Phantasie, poetischer Gegenständlichkeit, lebenswarmer Einzelaussführung und Vortragstakt keineswegs über ein gewisses Mittelmaß emporgelassen, ist das Buch eines von den vielen, die man nicht ohne Anteil liest, die aber keinen tiefen Eindruck hinterlassen. Die Erziehungsgeschichte des jungen Grafen Ulrich, die veröffentlichen soll, warum aus dem anfänglich etwas wild Aufgewachsenen doch nach allen Richtungen hin ein so fähiger, innerlich vornehmer Mensch geworden ist, erscheint uns etwas gar zu breit behandelt. Die Berliner Episode mit Elisabeth v. Oberhard, dem Regimentadjutanten v. Raabe und der Heirat Elisabeths mit dem Fürsten Ulrich, die Heirat Graf Ulrichs mit dem Kapellmeisterhelferlein Anni Händel und noch mehr die des alten Grafen mit Cecilie v. Blossen schließen eine ganze Folge von verdrachten Romanmotiven ein und vollenden der Schluß der „Schlafenden Augen“, das Verhältnis der Grafen Cecilie zum früheren Kammerdiener Krutz, die Entdeckung der Sturz und der Tod des alten Grafen Heinrich Waldmann schließen zu sehr in den Ton der alltäglichen Spannungsgeschichten hinüber und kontrastieren unerfreulich mit den besseren Anfängen des Romans. Der kleine Roman „Heinz Kirchner“ aus den Briefen einer Mutter an die Mutter von Adalbert Reinhardt (Berlin, Verlag von Gebüder Partel 1897) ist häufig eingetrahnt und zum Teil sehr fein beob-